Nr. 35.

Tendenz.
Freimüthige Besprechung vaterländischer Zustände, der Handels- und industriellen Verhältnisse und jener des Auslandes. Organ für jeden Vaterlandsfreund, Ansichten und Wünsche über heimische Institutionen und vaterländische Interessen mit bescheidener Freimüthigkeit kund zu thun. Der Literatur und Unterhaltung ist ein Theil unserer Spalten gewidmet.

Deutsches Bürgerblatt.

Wahrheit und Recht!
Materielles und geistiges Wohl des deutschen Volkes!

Preis.
Erscheint wöchentlich zwei Mal, am Dienstag und Freitag. Vierteljährlich bei der Expedition 17½ Sgr., bei den Postanstalten im Umfange des preuß. Staates (sowie im deutschen Buchhandel, vierteljährl. 25 Sgr.; außerhalb des preußisch. Staates wird der Preis bei der Post etwas erhöht. Die Einrückungsgebühren betragen per Zeile 1 Sgr. od. 3½ Kr.

Siegen, den 30. April 1844.

Uebersicht.

Die neuen Dunkelmänner.
Der Verein für deutsche Volksschule.
Ueber Aussichten und Bedürfnisse unserer Industrie.
Vaterländische Zustände: Bülow-Cummerow's neuestes Werk. — Das Handelskonseil zu Berlin. — Erklärung der Berliner philosophischen Fakultät in der Angelegenheit des Privatdozenten Dr. Nauwerck. — Aus Schleswig-Holstein. Schulwesen. — Der Kartel zwischen Preußen und Rußland.
Aufruf und Bitte um Unterstützung.
Zur Literatur und Unterhaltung: Eduard Westburg, oder die Verschwörung der Söhne Oldenbarnevelds. Ein historischer Roman von J. de Vries. Aus dem Holländischen übersetzt von Dr. B. T. Moseler. Zweites Kapitel. — Zur komischen Literatur. — Mannigfaltiges.
Literarischer Anzeiger. Bekanntmachungen und Anzeigen.

△Die neuen Dunkelmänner.

Siegen, 25. April.

Die Aufklärung des 18. Jahrhunderts, welche sich gegen den Aberglauben auflehnte, ging bald in ein Extrem über; sie zerstörte mit dem Schlechten auch das Gute, und es kam dahin, daß Atheismus und Philosophie gleich galten. Im 17. Jahrhundert war noch der Katholizismus überwiegend, Ludwig XIV. hatte den katholischen Ideen in Südeuropa ein bedeutendes Uebergewicht gegeben. Aber im 18. hatten sich die Dinge sehr geändert, unkatholische Staaten hatten sich an die Spitze gestellt. Aber auch auf protestantischer Seite zeigte sich eine starke geistige Reaktion gegen die bisherigen geistigen Bestrebungen. So wichtig auch die Epoche der Herstellung der Wissenschaften war, so war doch ihre Hauptbedingung, daß sie die Ideen des Mittelalters durch die des Alterthums erweiterte; man blieb sonst beim Alten stehen, das theologische Prinzip hatte den Geist überwältigt. Nun aber trennte man sich gänzlich von dieser Richtung, die Naturkunde, die Philosophie wiesen dem Geiste eine andere Bahn. Die bisherige Welt ging auf Realisirung religiöser Ideen; diese wurden hier in ihrer Grundlage wankend gemacht: der Geist des achtzehnten Jahrhunderts trat auf ein Gebiet, dem er nicht gewachsen war; er kann den Irrthum zerstören, aber nicht die höhere Wahrheit erzeugen. Im südlichen Europa namentlich sahen wir diese niederreißende Richtung herrschen, weil dort das Privilegium und die Kirche eine starrere Stellung hatten. Die höhern Erkenntnisse wurden nicht von dem Irrthum befreit, sondern man suchte sie überhaupt gänzlich aufzuheben.

Die Gegenwirkung aber, welche gegen diese zerstörende Aufklärung in die Schranken trat, ließ sich ebenfalls wieder zu einem Extrem verleiten, und gegen Licht und Freiheit ist wiederum ein heimlicher, aber erbitterter Kampf ausgebrochen. Verblendete Regierungen, in dem Wahne, daß ihre Herrschaft gesichert werde durch den Obskurantismus, haben einander in die Hände zu arbeiten angefangen, und wohin wir sehen, überall erblicken wir Gefahr. Es geziemt sich darum nicht, in einer solchen Zeit die Hände in den Schooß zu legen und ruhig abzuwarten, was sich gestalten werde; wohl wird endlich die Macht des Lichtes die Nebel verscheuchen, und die Sonne wird einst ungetrübt am Himmel erglänzen, aber es ist eines jeden Mannes Pflicht, der den Fortschritt will, daß er die Werke der Finsterniß in ihrer wahren Gestalt beleuchte und angreife, und so für seinen Theil beitrage, die Entwickelung des Menschengeschlechtes zu fördern, Eine hierarchische Propaganda in katholischen Ländern, der Pietismus in protestantischen, wetteifern mit einander, wem es zuerst gelinge, die Menschen in die Dumpfheit früherer Jahrhunderte zurückzuführen. Diesen religiösen Bestrebungen kommen politische entgegen, die Beschränkung der Presse, welche für die neuere Zeit der wichtigste Hebel des Fortschrittes zur Mündigkeit ist, und die vielfachen Angriffe auf die Rechte des Volkes. Man hat klug genug diese Richtung durch einen unpassenden Namen zu adeln gesucht, man spricht schlau genug in poetischen Floskeln von den idyllischen Zuständen der Vorzeit; dieses patriarchalische Leben müsse zurückkehren, so erst werde der goldene Frieden wieder in der Brust der Menschen wohnen. Und nicht blos in Politik und Religion sehen wir dies reaktionäre System sich breit machen, auch sogar die Wissenschaft und die Kunst hat dazu dienen müssen, diese Ansichten zu unterstützen; das geschichtlich Gegebene sei das Wahre, das Bestehende vernünftig, von diesem festen Boden dürfe man sich nicht entfernen, und wo er unterwühlt sei, müsse man wieder den Bau fest gründen. Man geht von der irrigen Meinung aus, daß alles Böse in der Welt der Aufklärung, der Preßfreiheit zugeschrieben werden müsse, daß die Rohheit früherer Jahrhunderte, welche die Dichtung freilich wohl in einem rosenfarbenen Lichte darstellen darf, nicht dagewesen sei. Blickten ja schon die Dichter der alten Zeit auf die Vergangenheit sehnsuchtsvoll zurück und sangen von dem Verderben, das unter der Menschheit zunehme. So erblickte auch Rousseau in der Zivilisation die Quelle alles Unglücks und ermahnte, in die Wälder zurückzukehren und damit zur Unschuld! Und wie verkehrt erscheinen schon bei der oberflächlichsten Ansicht solche Sätze. Die besondern Erscheinungen der frühern Zeit sind nicht wirkliche Tugenden und die der Kultur nicht wirkliche Laster. Die Quellen des Lasters, die Selbstsucht vor Allem, sie finden sich überall, in alter, wie in neuer Zeit, und gerade in jener oft in viel höherm Grade; und findet sich etwa aus Mangel an äußerer Gelegenheit oder aus Unbekanntschaft mit manchen Tugenden kein Reiz zum Laster, so ist dieser Mangel noch für keinen sittlichen Vorzug zu halten, eben so wenig, wie es den Völkern, welche keinen Begriff von politischer Freiheit haben, nicht hoch anzurechnen ist, wenn sie sich frei halten von revolutionären Versuchen. Welchem vernünftigen Menschen kann es einfallen, etwa die Zustände von Toskana zu loben, wo kein Bürger sich um den Staat bekümmert, jeder sich wohl fühlt, wenn er ruhig essen und trinken und allenfalls seine Lust nach Bewegung durch Lärm im Schauspielhause befriedigen kann? Nicht ein solcher träger Zustand, sondern erst ein sittliches Streben begründet die Tugend. Es ist ein Wahn vieler Menschen, freilich, die nicht die wirkliche Welt, sondern nur die ihrer Bücher kennen, daß bei den Völkern, die in Religion und Politik noch auf niederer Stufe stehen, sich mehr wahre Tugend finde, als in freien Nationen. Denn bei jenen darf eben das Schlechte und Falsche nicht aufgedeckt werden, damit nicht der seligmachende Glaube an die Trefflichkeit des Bestehenden getrübt werde, während diese das Gute für sich selbst reden lassen, das Böse aber in den öffentlichen Mittheilungen enthüllen, damit es eben in seiner Schlechtigkeit erkannt und verabscheut werde. Aber wer hinter den Vorhang schaut, der weiß wohl, daß die gemeinsten Untugenden, Selbstsucht, Stolz, Despotismus, sinnliche Genußsucht bei den unfreien Völkern in weit höherm Grade sich finden. Welche trübe Erscheinungen würden der Welt enthüllt werden, wenn aller Länder Verhältnisse so aufgedeckt würden, wie Custine mit Rußland verfuhr?! Aber in Zeiten großer Bewegung zeigt sich dann die Unhaltbarkeit dieses patriarchalischen Systems; dann zerreißen alle Bande, der Staat fällt auseinander.

Ein oberflächliches Studium der Philosophie vermag von Gott abzuführen, aber eine ernstliche Beschäftigung mit ihr führt zu ihm, als zu ihrem Urgrunde, zurück. So kann auch nur ein beschränkter Genuß der politischen und religiösen Freiheit Mißbräuche erzeugen, wie wir es finden bei allen Nationen, die die Ketten langer Knechtschaft zerreißen, bei Spanien, bei Griechenland. Aber ein vollständiger Genuß derselben begründet Gesetz und Religion nur noch fester unter den Menschen, und darum steht England so stark da. Nur das falsche, nicht das reine Licht schadet; das wahre Licht und die wahre Wärme bedingen sich gegenseitig. Nicht eine willkürliche Schranke, ein Gängelband sichert gegen Unvollkommenheiten und Mißbräuche, sondern der volle Genuß der Freiheit, die Freiheit hindert selbst die Willkür und die Frechheit. Nur durch die Unterdrückungslust gegen Irland, die so wenig in das freie System der Regierung paßt, schuf sich England die Verlegenheiten, in denen es gegenwärtig steckt; aber Alles wird sich ebnen und ausgleichen. Die Verkehrtheit findet hier im Volke selbst ihren besten Gegner, und auch in den schlimmsten Fällen darf die Regierung auf die Mitwirkung des freien Bürgers rechnen. Für Deutschland aber zu hoffen, daß die hierarchische Propaganda niemals den Staaten verderblich werden würde, wäre eine übertriebene Hoffnung. Unter beständiger Bevormundung kann der Knabe nicht zu einem tüchtigen Manne erwachsen; eben so wenig kann ein Volksstamm in politischer und religiöser Beschränkung zu einem freien Volke sich ausbilden. Ein Gängelband aber nimmt man da leicht wahr, wo am meisten mit dem gemäßigten Fortschritt geprahlt, ein Bevormundungssystem, wo von dem Sichvonselbstmachen, eine Rückkehr in veraltete Zustände, wo von Restitution christlich-germanischer Staaten gesprochen wird. Klarheit und Wahrheit sind dem Obskurantismus die gefährlichsten Feinde. Man fahre daher fort, Alles zu beleuchten, so wird sich am leichtesten das Werk der Finsterniß zerstören lassen.

△Der Verein für Deutsche Volksschule.

Siegen, den 30. April 1844.

Die gegenwärtige, den Vereinen aller Art so günstige Zeit gibt abermals in erhebender Weise ein Zeichen von der unverwüstlichen Tugend des Menschengeschlechts. Hier findet sich ein Unglücklicher, einer Leidenschaft fröhnend, die ihn körperlich und geistig zu vernichten droht; aber liebevoll treten seine Mitmenschen hinzu und lehren, daß er kräftig genug sei, sich über sie zu erheben; sie zeigen ihm Glauben und öffnen ihm die Arme, daß er sich an ihnen halte, wenn er ja noch einmal straucheln sollte. Dort ist ein Frevler an heiliger Ordnung, und die Strafe ist in sein Leben eingestempelt; das Zuchthaus hat er verlassen, und man tritt von ihm hinweg, daß man durch ihn nicht auch leide, was vormals Andere von ihm er

litten haben. Aber ach! er hat es ja lange bereut, daß er den krummen Weg gewandelt; er will ja hinfort den geraden wählen und ihn nie wieder verlassen. Hier und dort fortgestoßen — flieht er in die Wälder, um, zum Weise nun erst gemacht, als solcher zu leben? — O nein! Menschen, welche in der That und Wahrheit Christen sind, nehmen ihn auf. Die Thräne im Auge ob des Bruders Fall, scheuen sie sich nicht, zu bekennen, daß Niemand ganz versinken könne; daß er nur das Gute in sich mit etwas mehr Sorgsamkeit zu pflegen habe, als bisher, und er werde es alsbald zum Uebergewichte entwickeln. Und dazu reichen sie ihm die hülfreiche Hand.

Der moralischen Armuth sucht man in Vereinen zu begegnen. Heil dem edlen Menschengeschlecht! Lob und Ehre dem Christenthum, das solches Streben erzeugt und kräftigt!! —

Ebenso ist man darauf bedacht, dem Brodmangel zu begegnen. Und finden wir auch, daß nicht selten die Selbstsucht Maßregeln diktirt, welche Gräuel vielfacher Art zu verhüten bestimmt sind, so stößt nichtsdestoweniger das Auge des unbefangenen Beobachters auf tausend und abermals tausend echte, edle Herzen, die helfen, wo und wie sie können, weil sie den Menschen neben ihnen, der, wie sie, das Auge zum Himmel erhebt und mit ihnen Einen Vater im Himmel lobpreiset, nicht arm und verkümmert sehen können. — Am reinsten tritt dies, beiläufig bemerkt, bei dem Frauengeschlechte hervor. — Da hat man nun häufig gesagt, es reiche bei Weitem nicht aus, den Armen von seinem Ueberflusse zu spenden. Diejenigen, welche mit liebevoller Theilnahme und Achtung auch den Schlägen des Herzens unter grobem Kittel lauschen, haben mit zartem Sinne bedacht, daß auch der Arme entwürdigt werden könne durch Gaben, die er sich nicht, gleich Anderen, in Anstrengung seiner Kräfte erworben hat. In der That, die Art und Weise in vielen Fällen, den Armen zu helfen, stellt eine nicht kleine Zahl von Menschen in ein ganz unmenschliches Verhältniß zur Gesammtheit — in das Verhältniß der Passivität. Die Tugend des Menschengeschlechts ist es hier nun wieder, die in ihrem Streben nach einem allgemeinen und gründlichen Wohlstande tausend Einrichtungen getroffen hat, auf eine des Menschen würdige Weise für die äußere Erhaltung Aller zu sorgen. Es sind aber Vereine, die auch in diesem Falle als vorzüglich wirksam hervortreten. Denn Vereine sind nicht die Summe der einzelnen Kräfte, sondern ein Produkt derselben.

In zahllosen Vereinen hat man auch für die intellektuelle Hebung Sorge getragen. Hier aber ist es, wo man die rechtmäßigen Ansprüche eines Jeden an eine allgemein-menschliche Bildung nicht hinlänglich honorirt findet. Wir geben zu, daß Alle essen und trinken müssen, daß ein leiblicher Mangel nicht stattfinden dürfe: wir erkennen die Nothwendigkeit der allgemeinen Herrschaft einer ächt christlichen Moral an: wohlan, diese Nothwendigkeiten sind noch einer anderen Nothwendigkeit untergeordnet: jeder Mensch, den wir als solchen anerkennen wollen, muß es zunächst für sich selbst sein; er muß sich selbst als Menschen erkennen, das heißt, er muß sich seiner Menschlichkeit, nicht seiner Geschmacks- und Geruchskräfte, sondern seines Verstandes, seiner Herzens-Empfindungen, seines Strebens zu Gott, mit Einem Worte, seiner höheren geistigen Kräfte bewußt sein. Ob Jemand, der das Göttliche in sich sieht und dieses eben als das Göttliche, das Edelste und Herrlichste schätzt, hinfort noch dem Verkehrten sich zuneigen wird? Es kann wohl Niemand anstehen, diese Frage sofort zu verneinen. Wie wir auch das „Gutsein" erklären wollen, darauf geht es am Ende hinaus, daß man sich innerlich zum Guten hinneigen muß. Das kann aber eben nur mit der guten Partie des Menschen geschehen, und darum muß diese gute Seite zur Entwickelung kommen, sie muß in's Bewußtsein treten. Leicht ist dies gesagt, aber bis zur vollkommenen Ausführung ist's ein langer Weg. Was Alles muß geschehen vom Verwachsensein mit der Materie außer uns bis zur geistigen Erhebung über dieselbe! Was aber geschieht dafür? — Ach, auch hier zeigt sich die Wahrheit des alten Spruchs: „Wer da hat, dem wird gegeben." Gelehrten-Vereine haben wir in Hülle und Fülle. Die Wissenschaft in abstracto zu heben, dafür scheuet man keine Opfer; aber, nur eine schlichte Verständigkeit allgemein zu machen, dazu wendet man häufig die am wenigsten zureichenden Mittel an. Man schreiet über Vandalismus, wenn in ersterer Beziehung einmal zurückgehalten wird, und doch kann man nur sagen, es ist gut und wünschenswerth, daß Wissenschaft und Kunst gepflegt werden. Dagegen erheben nur Einzelne Klagetöne darüber, daß die Masse vernachlässigt werde, und hier ist es doch, wo man sagen muß, es ist nöthig und deshalb strenge zu fordern, daß man vor allen Dingen nach einer allgemeinen menschlichen Verständigkeit strebe. Ist diese erreicht, dann mag man getrost weiter bauen. Frau von Staël, diese feine Beobachterin von Sitten und Zuständen, hat schon auf die Mißverhältnisse bei uns aufmerksam gemacht; sie erklärt, daß man wohl nirgendwo in solchem Maße das Spirituelle in supertiefsinnigen Köpfen neben der gänzlichen Dumpfheit vorfinde. Mag darin ein Hauptgrund liegen, daß man den Deutschen im Auslande als einen unpraktischen, ungenießbaren Menschen verschreit. Dies Mißverhältniß muß aufhören; es wird auch aufhören; wir bauen auf die Tugend im Ganzen, die wohl einmal hier oder dort temporär verdeckt werden kann, aber nie gänzlich verschwindet. Die Zustände der einzelnen Menschen in sittlicher und intellektueller Beziehung sind ebenso in einem Ausgleichungs-Prozesse begriffen, wie die einzelnen Luftschichten in unserer Erdatmosphäre. Will man absperren, so kommt man zur Korruption. — Doch wir können es uns erlassen, die Nothwendigkeit der allgemeinen Bildung des Volkes zur Verständigkeit aus überall vollgültigen Vernunftsätzen zu deduziren; die Deduktion ist, Gottlob! schon gemacht. Die öffentliche Meinung hat sich bereits zu dieser Ueberzeugung bekannt. Nur ist das noch nicht laut genug geschehen; nur hat man noch nicht entschieden genug das rechte Mittel als das allein heilbringende begriffen. Was hier Noth thut, wird nicht durch Missions- und Gustav-Adolfs-Vereine gewonnen. Beide wischen ein wenig auf der Oberfläche herum; wir aber müssen die Sache im Fundamente angreifen. Mögen beide Institute später ergänzend wirken; jetzt ziehen sie nur von dem Rechten ab. Denn Alle, welche sich dafür interessiren, mögen gar leicht meinen, daß das Erforderliche zur Besserung des allgemeinen Zustandes damit geschehe. Wenn wir auch zehn Mal mehr fromme Männer haben, die zur Heidenbekehrung in ferne Länder ziehen: das zunächst für uns Nothwendige wird nicht erreicht. Und wenn wir unseren Protestantismus auch in die festeste Kirche bringen, wenn es möglich wäre — in eine Kirche, wie die Katholische: wir würden die Verständigkeit im Allgemeinen, welche die ächt-christliche Sittlichkeit im Gefolge hat, nicht gewinnen, wenn eben die Grundlage fehlt. Diese Grundlage wird aber durch die Jugendbildung gegeben, und darum müssen wir eine gute Volksschule haben!

Niemand tritt gegen diese Forderung auf, aber nirgends wird das Rechte dafür gethan. Doch das ist zuviel behauptet. Seit Einem Jahre etwa ist man mit der Gründung eines Vereins beschäftigt, der diese Angelegenheit unstreitig zu einer naturgemäßen Entwickelung führen wird. Es ist das der Verein für Deutsche Volksschule, der sein Zentrum im Kreise Dortmund hat.

Die wohlmeinende Gesinnung des Volkes für die Schule ist niemals vermißt worden. In konstitutionellen Staaten sind die Positionen der Regierung für die Schule immer mit Bereitwilligkeit angenommen. In neuester Zeit bietet Baden dazu einen herrlichen Beleg. Ueberall sind verbessernde Einrichtungen des Volksschulwesens vom Volke freudigst begrüßt. In dieser Wohlmeinenheit wurden eben die Klagen über vielfache Mängel in der Volksschule geboren, und die Forderung einer gründlichen Besserung ließ sich oft genug einzeln hören. Wie es bei allen hohen und herrlichen Gedanken ergeht, so auch hier. Die Menge erzeugt; der Einzelne fixirt. Für den gegenwärtigen Fall ist es Friedrich Harkort, der die Wünsche des Volkes für Besserstellung der Schule zusammenfaßte und den Aufruf zu einem Vereine erließ. Friedrich Harkort hat während eines reichen Lebens, insbesondere bei seinen vielen und großartigen industriellen Unternehmungen, Gelegenheit genug gehabt, die Bedürfnisse des Volks nach allen Seiten hin kennen zu lernen. Und er hat sie benutzt — benutzt mit einer Gesinnung, die ein großes Herz zeigt. Man lese seine „Bemerkungen über die Preußische Volksschule". Sie beweisen, wie er in das innerste Leben der Schule eingedrungen ist. Ein Mann in solchem Berufsstande, wie der von Friedrich Harkort, der es zu den Resultaten bringt, die seine Bemerkungen aufweisen, muß sich auf die wärmste Weise für das Volksschulwesen interessiren.

Wir haben schon oft bemerkt, daß der in Frage stehende Volksverein die Sache der Volksschule zu einer naturgemäßen Entwickelung führen werde. Die Schule ist Sache des Volkes. Diesen Grundsatz hat auch unsere Regierung schon vielfach ausgesprochen, besonders in neuester Zeit. Wir können in der That auch Nichts natürlicher finden, als das. Aber in allen anderen Dingen ist man bei uns schon daran gewöhnt, von der Regierung aufgefordert und angewiesen zu werden, und deshalb hat man sich der Freiheit, in Beziehung auf Stellung der Schule, bislang zu wenig bedient. Möge der Verein zu Dortmund bewirken, daß das Bewußtsein hierüber zum Segen des Volksschulwesens aufgeklärt werde!

Zu bemerken ist noch, daß die Statuten dem Ministerium zur Genehmigung vorliegen, und daß die letztere, nach einer Mittheilung der Regierung zu Arnsberg, nächstens erwartet werden darf. Die provisorische Direktion des Vereins will die Gründung von Nebenvereinen in allen Kreisen unserer Provinzen veranlassen. Im Kreise Dortmund zählt der Verein schon jetzt über 1500 Mitglieder aus allen Ständen. W.

---

h Ueber Aussichten und Bedürfnisse unserer Industrie.

Ein erfreuliches Zeichen für Wiederbelebung unserer National-Industrie gibt der Artikel in Nr. 33 d. Bl.: „Der Zollverein und die Engländer."

So führt denn also Preußen gegen England endlich die Sprache, welche vorzugsweise dessen Prohibitiv-System längst verdient hätte.

Damit ist der erste Schritt geschehen zum Ablenken von dem traurigen System, welches unserer Industrie und dem Allgemeinen unendlich mehr geschadet hat, als es den Staatsfinanzen genutzt haben kann, und man darf hoffen, daß weder Versprechungen, noch Drohungen das Fortschreiten auf dieser Bahn hindern werden.

In dieser Bahn liegen aber nicht blos Retorsions-Maßregeln, sondern auch diejenigen, welche zur Ausgleichung der entgegenstehenden Interessen unserer Industriellen selbst erforderlich sind.

Wenn wir erkennen, daß das „wohlfeilste" Eisen, wofür wir fortwährend Geld in's Ausland senden, — abgesehen von seiner schlechten Qualität — immer theurer ist, als das, was unser Boden und unsere „sonst unverwendbaren" Arbeitskräfte uns liefern, und daß die „wohlfeilsten"

Garne, welche unsere Spinner zum Auswandern zwingen, die „theuersten" sind; dann dürfen wir nicht übersehen, daß unsere Eisenproduzenten, Waldbesitzer und Spinner, unsern Eisenfabrikanten und Webern nicht nachtheilig werden dürfen. Letztere haben den größten Anspruch auf Schutz und Begünstigung; denn sie verwerthen die meisten Arbeitskräfte und nutzen Ersteren als die nächsten Abnehmer. Jeder zivilisirte Staat begünstigt mit Recht die Feinerung der Rohprodukte und die Ausfuhr der Fabrikate. Der Streit, welcher fortwährend über die da her entstehenden Differenzen geführt wird, macht es allein erklärlich, daß Viele so lange in eine Theorie verliebt bleiben können, welche nirgends Anwendung findet, am wenigsten bei Denen, die am Meisten von „Handelsfreiheit" predigen.

Ohne Ausgleichung dieser Differenzen würde Alles „weniger als halb" gethan sein und sich nur zu bald zeigen, daß „Allen" geschadet wäre.

Für diese Ausgleichung wendet das Ausland „Rückzölle, Ausfuhrprämien" an. Warum scheuen wir diese und sprechen so wenig davon? Kennen wir geeignetere Mittel, diese Interessen zu einigen?

Das Allgemeine kann durch Alles, was seine Produkte und Arbeitskräfte verwerthen hilft, immer nur gewinnen, also auch durch „höhere Zollsätze" und Rückzölle, wenn diese dafür dienen. Eine sehr verbreitete, aber eben so irrige Ansicht ist die, „daß aller Zoll nur den Fabrikgegenden zu Gute käme, die ackerbautreibenden aber besteuere." Würde nämlich z. B. alles Eisen aus England bezogen, dann könnten viele Gegenden bei uns nicht die Hälfte ihrer jetzigen Bewohner nähren. Diese müßten auswandern, und die Fruchtgegenden verlören also ihre nächsten Abnehmer. Könnten sie aber wohl ihren Ueberfluß alle nach England verkaufen? Würden sie nicht dort — wo ohnehin die Kolonien begünstigt werden — wenigstens einen so ungleich niedrigeren Preis dafür erhalten, daß eine zehnfach höhere Besteuerung ihres Eisenbedarfs ihnen noch Gewinn brächte. Rechnete nur Jeder, wie groß sein Eisenbedarf ist, was er also durch einen Zoll von circa 10% steuern wird, — der ohnehin, in's Kleine vertheilt, kaum merkbar wird, weil da das Material wenig, der Arbeitslohn am meisten Werth hat, so daß weit mehr wechselnde Preise des Materials, selten einen Auf- oder Abschlag bewirken — was er dagegen verliert, wenn er seinen Ueberfluß an Korn ꝛc. vielleicht kaum zum halben Preis verkaufen könnte, dann könnte eine so irrige Ansicht nicht Platz greifen.

Ist aber die Verwerthung der Produkte und Arbeitskräfte — die Erhaltung des National-Kapitals — „allgemein" nützlicher, wie ein etwas niedrigerer Preis einzelner Artikel; dann zeigt sich schon da das System unpraktisch, „welches dem Publikum alle Bedürfnisse möglichst wohlfeil zuführen will."

Auch die Ansicht, „daß Rückzölle, wegen der Schwierigkeit, sie ermitteln und kontrolliren zu können, gescheut werden müßten," ist irrig. Wenn einigermaßen Sachkundigen die Beurtheilung hingegeben wird, dann läßt sich, „selbst bei gemischten Waaren," hinreichend genau das Quantum ermitteln, welchem die Prämie bewilligt werden soll. Man sei am wenigsten ängstlich, daß den Fabrikanten, welche Geld aus dem Ausland ziehen — unsere National-Bilance also günstig stellen — „etwas mehr," als der beabsichtigte Rückzoll gegeben, daß sie „zu viel" begünstigt würden. Besorgter sei man vielmehr, daß weder zu hoher Zoll uns Einfuhr abhalte, die uns nützlich ist, — daß wir uns nicht wirklich selbst besteuern —; noch daß Prämien uns Ausfuhr-Artikel erzwingen, welche nie heimisch bei uns werden können — daß wir keine „wirklichen" Treibhauspflanzen nähren. — Es dürften z. B., gegen die Meinung und Wünsche Vieler, die Eisenbahnschienen „vor der Hand" noch mit niedrigem Zoll eingelassen werden. Denn da wir nicht viel über die Hälfte unseres Eisenbedarfs produziren, so gibt es noch hinreichend viele andere Artikel, welche die nöthige Ausdehnung zulassen und wobei zugleich unsere bessere Qualität das Abschließen nützlicher macht. Unmöglich können wir gleich unsern ganzen Eisenbedarf beschaffen; erleichtern uns also besser „so lange" die Anlage der wichtigen Eisenbahnen.

Wenn demnach nicht durch zu hohe, Verbot ähnliche Zölle, die Zolleinnahme geschmälert, vielmehr durch mäßig höhere, dem Bedürfniß entsprechende, vermehrt wird; dann läßt sich auch durch mäßige „Rückzölle" kein Ausfall für die Staatsfinanzen fürchten — zum Mindesten kein solcher, der gegen den Werth, welchen eine blühende Industrie dafür hat, nur irgend in Betracht käme.

Hoffen wir daher, daß auf die, eines Staates wie Preußen und eines Vereins von 28 Millionen würdige Sprache, auch der Schutz folgen werde, der dem Elend, was schon viele Fabrikgegenden betroffen hat, ein Ende macht; der unseren Arbeitern „Beschäftigung" und dadurch die Mittel geben wird, Brod von ihren Nachbarn, welche dessen übrig haben, kaufen zu können; daß eben so wenig der Schutz „Einem" auf Kosten des „Anderen" gewährt werde; sondern daß die entgegenstehenden Interessen durch das Mittel, welches längst mit so vielem Erfolg, gegen uns angewendet wird — durch „Rückzölle" baldigst ausgeglichen werden.

Vaterländische Zustände.

Bülow-Cummerow's neuestes Werk. Hr. v. Bülow-Cummerow hat unter dem Titel: „Politische und finanzielle Abhandlungen", das erste Heft einer Schrift erscheinen lassen, welche fortgesetzt werden soll und über alle wichtigen Verhältnisse und Vorgänge die Ansicht des Verfassers darlegen wird. Wir kennen den Standpunkt, auf welchem sich derselbe befindet, er hat ihn genau in seinen früheren Schriften bestimmt. Er ist ein Mann des „bestimmt begränzten" Fortschritts, der sich sein System gemacht hat, ein Aristokrat im guten Sinne des Wortes, ein Vertheidiger seiner Standesinteressen, des Adels, dem er seine Stellung zum Staatshaupte und zur Nation als Vermittler zwischen beiden anweisen möchte, ein eifriger Gegner der Repräsentativ-Verfassung, ein loyaler Unterthan, aber auch ein Mann von freimüthiger Denkungsart in Dem, was er will, der ungeschminkt die Hülle von den Mängeln abnimmt, welche er entdeckt hat, und mit bitterer Ironie oft die wunden Stellen und schadhaften Räder des Staatsorganismus oder die herrschenden Grundsätze berührt. Der politische Fortschritt, den Hr. v. Bülow-Cummerow für uns begehrt, beschränkt sich auf eine Konzentration der Provinzial-Landstände zum Ausschuß, der, regelmäßig berufen, Theil nehmen soll an den wichtigsten Vorgängen im Staatsleben, jedoch dabei nur eine berathende Stimme hat. Diesem Ausschusse soll das Steuerbewilligungsrecht zustehen, auch dürfte, meint er, die Presse wohl ein wenig mehr Zensurerleichterung vertragen können. Alles aber soll verbrieft werden, dies nennt Hr. v. Bülow die Verfassung bilden, und er ist so fest von der Majorität seiner eigenen Ueberzeugungen im ganzen Lande durchdrungen, daß er ausruft: es möge der König doch alle Provinzen fragen, ob sie eine Beschränkung seiner souveränen Macht, eine Repräsentativ-Verfassung, Kammern oder Reichsstände begehren, überall werde mit Nein! geantwortet werden. So viel über des Hr. v. Bülow-Cummerow politischen Standpunkt, den er sich gemacht hat, den er aber in seinen Schriften zuweilen weit überschreitet, ohne daß er es zu merken scheint. In diesem neuen Buche nun, das sein politisches Glaubensbekenntniß vielfach andeutet, beschäftigt er sich mit zwei Gegenständen, denen er weit mehr gewachsen ist, als der Entwickelung eines zeitmäßigen politischen Systems. Es enthält die Schrift, welche hier unter Zensur gedruckt ist, zwei Aufsätze: 1) die preußischen Landtagsverhandlungen und ihre Resultate, und 2) Die Mahl- und Schlachtsteuer. In beiden hat der Verfasser eigentlich nichts Neues gesagt, er hat nur Resultate zusammengestellt und längst Bekanntes wiederholt oder mehr ausgeführt, aber dennoch sind beide Arbeiten sehr dankenswerthe und verdienen die Aufmerksamkeit sowohl der Regierung wie der Regierten. Was das Buch recht anregend macht, ist die klare Darstellungsweise und viele eingestreute, wenn auch nicht gerade zur Sache gehörigen Bemerkungen, die, weil sie Gegenstände von allgemeinem Interesse angehen, ihre Wirkung um so weniger verfehlen. Der erste Aufsatz behandelt die letzten ständischen Versammlungen und deren Resultate. Hr. v. Bülow-Cummerow geht genau durch, welche Arbeiten jede Provinz zu machen hatte, und viele mühevoll zusammengestellte Listen geben einen Nachweis der gesammten Thätigkeit, sowohl was die Regierung ihnen vorlegte, als was ihrerseits an Petitionen vorgebracht wurde. Dieser Theil des Buches macht einen tiefen Eindruck und ist mit vieler Freimüthigkeit erörtert. Die langen Listen der Anträge, welche abgeschlagen, und der Inhalt derselben, entgegengestellt Dem, was bewilligt, bieten Stoff zu vielen Vergleichen. Es sind, wie Hr. v. Bülow nachweist, im Ganzen 325 Petitionen von den acht Landtagen an die Regierung gelangt, davon sind 49 bewilligt, 28 theilweise bewilligt, 91 in Erwägung gezogen, 136 zurückgewiesen und 21 bereits erledigt. Beim Schlusse dieses Aufsatzes macht der Verfasser der Presse den Vorwurf, daß sie nicht genug das obwaltende Streben anerkenne, das Volk zu beglücken. „Das Schwanken im System," sagt er (S. 89), „welches, wie man glaubt, Preußen angenommen, hat eine gewisse leidenschaftliche Stimmung bewirkt, die hin und wieder durch die letzten Landtagsabschiede hervorgerufen ist, und das fast allgemeine Schweigen der Presse könnte Deutschland sehr leicht veranlassen, sich einer vorgefaßten Meinung gegen Preußen hinzugeben. Um so wichtiger wird es deßhalb, faktisch zu beweisen, daß Preußen in seiner weiteren Entwickelung, einzelne Zwischenfälle abgerechnet, sich fortwährend auf dem Wege des Fortschrittes befindet." Der Verfasser zählt nun auf, was an neuen Gesetzen hervorgerufen worden sei, ferner den Erlaß an der Salzsteuer, die Belebung des Ackerbaues, Errichtung von drei Akademieen der Landwirthschaft und 25 Bauernschulen vom Jahre 1843 ab, Bau von Kunststraßen, Eisenbahnen, Stiftung des Schwanenordens u. s. w. Nur mit dem Zustande der Presse ist Hr. v. Bülow-Cummerow nicht zufrieden. „Man kann es sich unmöglich länger verhehlen," sagt er (S. 94.), „welche Macht und welchen wohlthätigen Einfluß Preußen auf ganz Deutschland üben könnte und würde, wenn ersteres die Presse von den lästigen Fesseln befreite, die ihr noch immer aufgelegt sind, und welche Wichtigkeit es haben würde, wenn sich in Preußen eine tüchtige politische Bildung durch die Verfassung entwickelte und durch die Presse über Deutschland verbreitete. So wenig wir in anderer Beziehung eine Hegemonie fordern, so machen wir in diesem Punkte eine Ausnahme." Hr. v. Bülow ist aber, trotz der verlangten Freiheit für die Presse, mit beiden Füßen mitten im Familienstaat. Er fordert von dem guten Vater eine etwas größere Freiheit für die Kinder, weil sie doch schon etwas mehr erwachsen und mündig geworden sind; natürlich aber soll der Vater nichts von seinen väterlichen Rechten und seiner Macht aufgeben. Wie nun so Widerstrebendes zu vereinbaren ist, ist schwer zu sagen, jedenfalls aber herrscht eine bedeutende Konfusion darüber in Hrn. v. Bülow-Cummerow's Kopf, die in allen seinen Schriften gleichmäßig zu finden ist und sich darin systematisch abgelagert zu haben scheint. Der zweite Aufsatz handelt über Schacht- und Mahlsteuer, und hier, entfernt von

von aller Politik, ist der Verfasser auf dem Boden, wo er am leichtesten und besten pflügt. Er weis't auf's Bestimmteste nach, welchen großen Schaden die Besteuerung der nothwendigen Lebensmittel bringt, wie es in London billiger ist, als in Berlin, wie nothwendig eine Brod- und Fleischtaxe wäre, wie die Demoralisation wächst und wie sehr die Fabriken und Gewerbe leiden. Er will, daß eine allgemeine Klassensteuer eingeführt werde, und man kann ihm nur beipflichten und wünschen, daß die Regierung recht bald Uebelständen ein offenes Ohr und Auge schenke, die zu oft besprochen sind, um ohne Abhülfe zu bleiben. Dieser Theil des Buches ist der beste und zugleich der lehrreichste. (K. Z.)

Das Handelskonseil zu Berlin. Der Köl. Ztg. wird aus Berlin Folgendes berichtet. Eine wichtige Angelegenheit, über welche in den letzten Wochen verschiedene unbestimmte Gerüchte sich hin und wieder geltend machten, ist dem Vernehmen nach kürzlich zur Entscheidung gebracht. Wir werden dieser Entscheidung zufolge zwar kein Handelsministerium erhalten, wohl aber ein — Handelskonseil und ein Handelsamt; außerdem noch Handelskammern an allen bedeutenden Plätzen der Monarchie, an denen sie bisher noch nicht bestanden. Was zunächst das Handelskonseil betrifft, so soll es aus den drei Ministern bestehen, in deren Bereich Handel und Industrie sich hauptsächlich erstreckt, also aus den Ministern des Innern, der Finanzen und der auswärtigen Angelegenheiten. Schon aus dieser Zusammensetzung geht hervor, welche Bedeutung man dieser höchsten Zentralstelle für die Angelegenheiten des Handels beizulegen habe; ihre Bedeutsamkeit aber stellt sich noch höher, wenn man hinzufügt, daß der König selbst das Präsidium derselben sich vorbehalten hat, und seine Thätigkeit also unmittelbar von diesem Punkte aus den materiellen Interessen des Landes zuwenden will.

Die Allg. Preußische Zeitung enthält folgende **Erklärung.** In der Angelegenheit des bisherigen Privat-Dozenten Dr. Nauwerck ist die unterzeichnete philosophische Fakultät in den Zeitungen Gegenstand mannigfaltiger erdichteten oder entstellenden Erzählungen geworden, und erklärt daher zur Berichtigung Folgendes: Dr. Nauwerk war bei ihr für das Arabische und die Geschichte der Philosophie habilitirt, und sie hat daher die ihm nach §. 43 ihrer Statuten zustehende und von ihm im letzten Winter-Semester benutzte Befugniß, über Geschichte der philosophischen Staatswissenschaft zu lesen, anerkannt und vertreten. Da indessen Inhalt und Weise seiner Vorträge nach mehreren Seiten Anstoß gaben, so erinnerte sie ihn unterdem 8. December pr. durch ihren Dekan, das ihm bei der Habilitation zugestandene Gebiet nicht zu verlassen und die Gränzen wissenschaftlicher Erörterungen einzuhalten, und empfing von ihm diese Zusage. Um dieselbe Zeit war ihr befohlen, über die Verträglichkeit einiger seiner früheren Schriften mit seiner Stellung eines Privat-Dozenten an einer Preußischen Universität ihr Urtheil abzugeben. Nach genauer Prüfung glaubte sie für den Ton und die Darstellung derselben das Recht polemischer Flugschriften, und für die politischen Ansichten, wenn sie sich auf den wissenschaftlichen Boden hielten, die Freiheit der Lehre ansprechen zu dürfen, und unter der Voraussetzung, daß er sich seinem Versprechen gemäß auf dem ihm zugewiesenen Gebiete innerhalb der wissenschaftlichen Erörterung halte, fand sie keinen Grund, ihrerseits gegen ihn einzuschreiten. Auf den ausführlichen Bericht dieses Inhalts vom 4. Januar d. J. stand die hohe Behörde davon ab, die aufgeworfene Frage weiter zu verfolgen, und gab es dadurch stillschweigend in die Hand des Dr. Nauwerck, bei wissenschaftlicher Haltung seine Vorlesungen ungehindert fortzusetzen. Indessen erschien bald darauf der von ihm zur Eröffnung der Vorlesungen gehaltene Vortrag über die Theilnahme am Staat, der wenig wissenschaftliche Belehrung und mehrere bedenkliche Stellen enthielt. Die Uebertragung eines Rechts, wie das der öffentlichen wissenschaftlichen Lehre, ist zugleich eine Sache des Vertrauens, und sie muß es um so mehr sein, da sich in den Vorlesungen der Universität weder die Richtung des Ganzen noch einzelne Aeußerungen genügend überwachen lassen, und jede nöthig werdende Ueberwachung schon wie ein sittliches Mißverhältniß erscheint. Die philosophische Fakultät hat dem Dr. Nauwerck dies Vertrauen voll und ganz bewiesen. Wenn jedoch in seinen Vorlesungen, namentlich in den letzten, durch Klatschen und Scharren Unordnungen vorfielen, wenn, wie vernommen wird, Studirende, theils solche, welche für, theils solche, welche wider das Vorgetragene aufgeregt waren, neue und größere Störungen verabredet hatten: so gestattet dies, abgesehen von dem Inhalt der Vorträge, keinen günstigen Schluß auf die ganze Haltung und die wissenschaftliche Ruhe der Betrachtung, und die philosophische Fakultät würde unter diesen Umständen auch ihrerseits die Fortsetzung solcher Vorlesungen nicht haben vertreten können. Berlin, den 22. April 1844.

Dekan und Professoren der philosophischen Fakultät hiesiger Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität.

Im Namen und Auftrage derselben
der zeitige Dekan Dieterici.

Aus Schleswig-Holstein. **Schulwesen.** Um unter dem Volke mehr Kunde von der Geschichte und den Zuständen des Landes zu verbreiten, vereinigten sich vor zwei Jahren mehrere volksfreundliche Männer zur Aussetzung eines Preises von 200 Rthlr. schleswig-holsteinisch Kourant für die beste Arbeit über eine kurze populär geschriebene Geschichte und Landesbeschreibung Schleswig-Holsteins. Es liefen bei den Preisrichtern mehrere Arbeiten ein und wurde der Preis einem Manuskripte zuerkannt, das mit dem Motto versehen war: „Der Angel und der Sachse haben viele Schätze hinterlassen", und als dessen Verfasser sich der Obergerichtsadvokat Bremer in Flensburg ergab. In einer desfalsigen Versammlung am 16. d. M. hat man nun beschlossen, das Manuskript sofort drucken zu lassen, womit ein sehr nützliches Volks- und Schulbuch geliefert wird. Die schleswig-holsteinsche Regierung, welche fortfährt, das Schulwesen in seiner äußeren Erscheinung, Schulhäuser, Gehalt der Lehrer ꝛc. zu verbessern, hat neulich verordnet, daß vakante Schullehrerstellen stets binnen 3 Wochen wieder besetzt werden sollen.

Der Kartel zwischen Preußen und Rußland. Aus Ostpreußen. Die Stimmen, welche überall gegen den Abschluß des Kartels laut werden, die geringen Sympathieen überhaupt, welche man in unsern östlichen Provinzen für Rußland empfindet, lassen lebhafte Zweifel aufkommen. Die lange Zögerung, welche die Ratifizirung des neuen Kartels im Kabinet erfährt, scheint die Hoffnung wieder anfleben zu lassen, daß ein Projekt verworfen werde, welches, man mag nun sagen, was man will, nicht populär ist. Einige Blätter haben sich in letzterer Zeit sehr lebhaft für den Abschluß interessirt, ja man ist so weit gegangen, zu behaupten, man sehne sich in Ostpreußen nach dem Kartel, da die Ueberläufer, obwohl Mangel an tüchtigen Arbeitern wäre, sich als Vagabunden gezeigt hätten! Die allgemeine Wahrheit dieser Behauptung stellen wir vollständig in Abrede, und selbst, wenn sie theilweise gegründet wäre, ist denn das der Maßstab, mit dem hier zu messen ist? Also wegen ein Paar Vagabunden sollen jene schauderhaften, barbarischen Menschenjagden wieder angehen, welche uns zweifeln lassen, ob wir in Deutschland leben oder unter Wilden? Es ist eigenthümlich, daß man an die Erneuerung eines Kartels denkt, der uns nie genützt hat. Man bedenke, ob es immer gelungen ist, die Unglücklichen zurück zu erhalten, welche durch irgend einen bösen Zufall über die russische Gränze geführt waren? Ob wir für alle die Uebergriffe und Ungebührlichkeiten, welche sich die russischen Gränzwächter erlaubt haben, Genugthuung erhalten konnten? Allein einem Staate, dessen Kultur nicht oberflächlich und täuschend ist, muß man Vielerlei zu Gute halten. — Wir hoffen, daß der Kartel nicht wieder erneuert wird.

(Düsseld. Ztg.)

Aufruf und Bitte um Unterstützung.

Die Bewohner Hilchenbachs sind von einem harten Schlage des Schicksals betroffen worden. Am heutigen Tage brach in der Morgenstunde gegen 6 Uhr in einem fast in der Mitte der Stadt gelegenen Gebäude — dem Klaus'schen Wohnhause — Feuer aus, welches bei dem trockenen Winde sich mit solcher Schnelligkeit über den nordöstlichen Theil des Ortes verbreitete, daß nach Verlauf von wenigen Stunden 35 Wohngebäude excl. Nebenbaue, die Schule und das Müller'sche Gerberei-Etablissement ein Raub der Flammen geworden. Siebenundvierzig Familien beklagen den Verlust ihres Obdachs, ihrer beweglichen Habe, ihrer Vorräthe und Lebensmittel. Einzelnen blieb bei der schnellen Verbreitung des Feuers kaum Zeit übrig, ihr nacktes Leben zu retten.

Das Elend der Unglücklichen ist in der That groß, um so mehr groß, als der bei weitem größte Theil der von dem Brandunglück Betroffenen der ärmeren Klasse angehört, die nicht einmal im Stande waren, ihre Mobilien zu versichern. Zudem ist die Gemeinde in solchem Grade mittellos, daß es ihr bis jetzt unmöglich war, die seit Jahren Baufälligkeit halber abgebrochene alte Kirche durch eine neue ohne fremde Hülfe zu ersetzen. Erst vor wenigen Tagen — am 24. d. M. — war es ihr durch allerhöchste Beihülfe vergönnt, den Grundstein zu dem neuen Gotteshause feierlichst zu legen.

Es hat sich heute sofort zu Hilchenbach ein Hülfsverein konstituirt, der es sich zur Aufgabe gemacht, den Unglücklichen, soweit es in seinen Kräften steht, durch Rath und That beizustehen, und durch gewissenhafte Verwendung der eingehenden Gaben der Mildthätigkeit das Elend der Tiefgebeugten thunlichst zu mindern.

Wir richten deshalb die dringende Bitte an Alle, die des Glückes sich erfreuen, zur Minderung des Elends und der Noth der bedrängten Mitbürger etwas beitragen zu können, auch der hülfsbedürftigen Bewohner Hilchenbachs gedenken zu wollen.

Die Herren Landräthe, die wohllöblichen Magistrate, die Herren Amtmänner und Herren Pfarrer, und Alle, denen Gelegenheit gegeben ist, in ihren Verhältnissen die Sammlung freiwilliger Gaben zu veranlassen und zu fördern, ersuchen wir ganz ergebenst, obige Bitte geneigtest beherzigen und unser Bemühen kräftigst unterstützen zu wollen.

Die Geldbeiträge und Naturalunterstützungen bitten wir unter Adresse der mitunterzeichneten Stadtverordneten Vollpracht und Kaz gefälligst einsenden zu wollen.

Hilchenbach, den 26. April 1844.

von Schenck, Landrath. Althof, Bauinspektor. Spancken, Ger.-Dir. Lenze, O.L.G. Assessor. Liese, Dr. med. Schwarz, Justiz-Kommissär. Solms, Rendant. Friedrich Hüttenhain. Herm. Krämer. Kaz. Vollpracht.

Etwaige bei der Redaktion eingehende milde Gaben wird diese sehr gern an den Ort seiner Bestimmung befördern und darüber im Bürgerblatt Bericht erstatten. D. R.

Zur Literatur und Unterhaltung.

Eduard Westburg,
oder
die Verschwörung der Söhne Oldenbarnevelds.

(Fortsetzung.)

Zweites Kapitel.

Das Wirthshaus, in welches die Reisenden eingetreten waren, bot wenig Bemerkenswerthes dar. Es hatte viele Aehnlichkeit mit den Bauernwirthshäusern, wie man sie auch jetzt noch, besonders im Gelderlande, auf dem platten Lande sieht. Die geräumige Hausflur diente als Gastzimmer und zugleich als Aufbewahrungsort für verschiedene ländliche Geräthschaften. Von da führte eine Treppe nach einer etwas höher gelegenen Stube, welche das Prunkgemach dieses Hauses ausmachte und nur bei besonderen Gelegenheiten, wie an Tauf- und Begräbnißtagen, gebraucht wurde, obschon zuweilen auch irgend ein Reisender, der gut bezahlen wollte, es zur Schlafstube erhielt, zum großen Verdruß der Frau Willemsen, die bei solchen Gelegenheiten ihr Heiligthum schon oft geschändet sah, indem manche ihrer Prachtteller, die sowohl über der himmelhohen Bettstelle, als auch auf dem großen Schornsteinmantel prunkten, zerbrochen wurden.

In dem großen Kamine brannte ein helles Feuer von Torf und Reisig, als der Oberst mit unseren Reisenden eintrat, nachdem sie sich mit eigenen Augen überzeugt hatten, daß die Pferde in dem kleinen Stalle hinter dem Wirthshause gehörig versorgt waren. Das erste, was er that, war, daß er seinen Mantel in eine Ecke der Flur hinwarf, und jetzt konnten seine neuen Freunde sich nicht genug über seinen gewaltigen Körperbau verwundern. Er maß über sechs Fuß, war breit in Brust und Schultern, seine muskelkräftigen Arme und Beine gränzten fast an's Riesenhafte, Hände und Gesicht waren mit Haar überzogen, das in langem Backenbarte seine Wangen herab wucherte und mit seinem starken Knebelbarte zusammenlief. Die Farbe des Haars war schwarz, jedoch hin und wieder Etwas mit Grau vermischt, welche Farbe er mehr den Strapazen, als seinem Alter zu verdanken hatte, da er eben erst vierzig Jahre alt war. Seine dunklen Augen leuchteten unter schwarzen Brauen hervor, allein es war in ihnen eine solche Gutherzigkeit und Offenheit zu lesen, daß man beim ersten Anblicke schon geneigt wurde, das vollste Zutrauen in ihn zu setzen. Sein riesiger Körper fiel um so mehr in die Augen, als er ein knapp anliegendes Wamms anhatte, über welchem er ein zierlich gearbeitetes Wehrgehäng trug, woran sein Degen hing. Seine hirschledernen Hosen reichten eben bis unter das Knie und seine Stiefel waren etwas kurz, so daß ein Theil seiner weißen seidenen Strümpfe sichtbar wurde, die seine starken Beine bedeckten.

Unsere Reisenden standen, wenn auch in etwas geringerem Maße, an Größe so weit unter ihm, als dies auf Aushängeschildern, wie man sie zuweilen auf dem Lande gemalt findet, mit David und Goliath der Fall ist. In ihren zierlichen Sammtröcken und Hosen desselben Stoffes und ihren umgeschlagenen Halskrausen zeigten sie jene ungezwungene Haltung und Gewandtheit, welche in damaliger Zeit durch die Kleidertracht so sorgfältig hervorgehoben wurde, und ihre kleinen Zwickelbärte dienten zum Beweise, daß sie den Knabenjahren entwachsen waren, obgleich man deutlich genug sehen konnte, daß sie das kräftigere Mannesalter noch nicht erreicht hatten.

Nachdem der Oberst seinen Mantel abgeworfen, begann er, wie er sagte, um sich zu erwärmen, die Arme so kräftig in einander zu schlagen, daß zwei Männer, die dem Aeußeren nach dem höheren Stande angehörten und in einer Ecke neben dem Herde in ein tiefes Gespräch verwickelt zu sein schienen, durch das Geräusch, welches der Oberst machte, darin gestört wurden und mit Verwunderung unseren Titan anstarrten, bis dieser endlich, durch die vorgenommene Leibesbewegung ermüdet, sich auf eine Bank niedersetzte oder vielmehr niederfiel, so daß die rohen Füße, auf denen die Bank ruhete, davon erkrachten. Nachdem er sich also niedergelassen, that er mit seiner Reitpeitsche, um Toon Willemsen zu rufen, der sich gerade nicht in der Stube befand, einen so gewaltigen Schlag auf den Tisch, daß zwei Bauern, welche in einer Ecke eingeschlafen waren und deren Schlaf so tief war, daß sie beim ersten Geräusche nicht erwachten, bei diesem Knalle brummend aus ihrem Schlafe auffuhren.

Toon Willemsen hatte sich nicht so bald in die Wirthsstube begeben, als der Oberst begann: „Ei, Toon, Ihr seid mir ein schöner Wirth! Laust Ihr so von Euerm Posten, wenn man hier sitzt und fast verschmachten muß? Geschwinde, helft uns, daß wir bald Etwas zu trinken bekommen. Ihr könnt nur etwas Tüchtiges bringen, denn aus Freude darüber, daß ich meine Börse wiederbekommen habe, werde ich die ganze Gesellschaft traktiren."

Mancher Wirth wurde gefragt haben, was der Oberst zu trinken begehrte; aber Toon Willemsen war zu gut mit dem hochedlen Herrn bekannt, als daß er nicht hätte wissen sollen, welches Getränk von Sommenstein verlangte.

Die beiden Bauern setzten bei dem Worte traktiren ein etwas freundlicheres Gesicht auf, weckten sich und setzten sich auf ihren Sitzen aufrecht, um sobald als möglich bei der Hand zu sein, wenn das von dem kriegerischen Ganymed verheißene Traktament von Toon Willemsen herangebracht sein würde.

„Ist die Ernte voriges Jahr gut ausgefallen?" fragte von Sommenstein; ich habe unsere Lieferanten tüchtig darüber klagen hören."

„Darauf dürfte ich Euch keine genügende Antwort geben können, großmächtiger Herr!" antwortete einer der Bauern mit langer, hagerer Gestalt, dessen Kopf von nur wenigen grauen Locken bedeckt war, „alldieweil ich, mit Salomo, dem Sohne Davids, dem Enkel Lis, dessen Mutter Bathseba war, die Wittwe des Urias zu sprechen, mein Brod nicht auf's Wasser werfe, um es nach wenigen Tagen wieder zu finden."

„Nun, das thue ich auch nicht," versetzte der Oberst. „Wer das thut, muß nicht recht bei Sinnen sein; denn es in's Wasser zu werfen, das ist das wenigste, es aber wiederfinden, das ist eine andere Sache."

„Soviel ich an Euern Kleidern sehen kann," sagte der Andere, „seid Ihr ein Streiter in Israel, gleichwie die Richter es waren, wie Ihr in dem Buche der Richter lesen könnt. Aber diese waren erfahren in der Schrift. Allein da die Kriegsknechte in unserer jetzigen Zeit wenig mit der heiligen Schrift bekannt sind, so werde ich mir die Freiheit nehmen, Euch die Worte Salomo's auszulegen, zumal unser hochwürdiger Hirte und Pfarrherr noch vorigen Sonntag über diesen Text gepredigt hat."

„Hört Freund, wenn Ihr mit mir auf einem guten Fuße bleiben wollt, so ersuche ich Euch, Euere Bemerkungen über meine Bekanntschaft mit der heiligen Schrift hübsch für Euch zu behalten, da ich fast alle Morgen ein Kapitel in der Bibel lese und wahrscheinlich mehr darin gelesen habe, als Ihr."

„Mehr als ich?" versetzte der selbstgefällige Redner; „das dürfte wohl schwerlich wahr sein, mannhafter Herr, alldieweil ich an jedem Tage des Herrn der Gemeinde zu Wassenaar aus der Schrift vorlese, des alten sowohl als des neuen Bundes, sintemalen ich als Küster der Kirche zu Wassenaar solches zu thun verpflichtet bin. Wenn die Herren vielleicht Lust haben, unsere Kirche zu besehen, so bin ich im Stande, ihnen die Merkwürdigkeiten derselben zu zeigen."

„Nein, nein!" rief von Sommenstein, „ich habe in meinem Leben schon so viele Kirchen gesehen, daß ich nicht im allergeringsten neugierig darauf bin.

„Nun, diese Herren da, wenn sie Lust haben," versetzte der Küster, indem er sich zu Johann und Eduard wandte.

„'s ist möglich," erwiederte Eduard; „vielleicht werden wir zu einer ander Zeit Euer Dorf und Eure Kirche einmal besuchen."

„Kehrt dann bei mir ein," sagte der andere Bauer, „denn ich halte eine Herberge und habe eine Kegelbahn daneben bauen lassen, die wohl werth ist, besehen zu werden. Meine Herberge heißt der Schwan, und liegt linker Hand, wenn man von Haag kommt."

„Das versprechen wir Euch," entgegnete der Oberst und wandte sich dann an die Uebrigen mit den Worten: „Nun, Freunde, wir sind eine Strecke zusammen gereist und sollen nun zusammen trinken, aber — aber — ja, von Komplimenten halte ich wenig und darum frage ich rund heraus: Wem hab' ich die Ehre gehabt, auf eine so angenehme Weise zu begegnen?"

„Die Begegnung war eben so angenehm nicht," dachte Johann, sagte aber: „Ich meine, daß mein Freund Euch vorhin, da wir noch nicht auf so gutem Fuße miteinander standen, Euch unsere Namen gesagt hätte; aber ich will sie noch einmal wiederholen. Ich heiße Johann Velsen."

„Ein Sohn von Heinrich Velsen?" fragte von Sommenstein.

„Ja wohl," versetzte Johann.

Jetzt fing der Oberst so laut zu lachen an, daß die beiden Freunde fast nicht wußten, ob sie ihn nicht für verrückt halten sollten.

„Klingt mein Name so lächerlich, daß er Euere Lachmuskeln so sehr in Bewegung setzt?" fragte Johann gereizt.

„Nein, bester Freund!" antwortete dieser, „nein, nicht lächerlich, ganz und gar nicht, und gewiß ist der Name dieses Herrn Eduard?"

„Zu dienen!"

Kaum hatte er diese Antwort gegeben, da bekam der Oberst wieder einen solchen Anfall von Lachen, daß Keiner von Beiden es sich zu erklären wußte, und wahrscheinlich würde der kaum geschlossene Friede wieder zerstört worden sein, wenn nicht gerade Toon Willemsen mit der Kanne und den Gläsern hereingekommen wäre.

So wie von Sommenstein den Wirth sah, rief er: „Geschwind her, Toon!" und nachdem er die Gläser der beiden Bauern, unserer Reisenden und sein eigenes gefüllt hatte, — die beiden andern Gäste tranken ihren eigenen Wein — rief er: „Nun, meine Herren Reisegenossen, auf Euere glückliche Ankunft im Vaterlande!"

„Darauf trinke ich mit," versetzte einer der Fremden, die, wie wir bereits gesagt haben, ihren eigenen Wein tranken, und indem er mit seinem Glase auf Eduard zutrat, schien dieser ihn zu erkennen, und nachdem sie getrunken hatten, begannen sie ein Gespräch, das aber bald vom Obersten wieder unterbrochen wurde. Nachdem dieser nemlich die Gläser der Gäste wieder gefüllt hatte, nahm er das seinige, hob es empor und sprach mit seiner tiefen Baßstimme so laut als möglich: „Nun, Freunde, laße uns als echte Holländer diesen Becher auf das Wohl von Mauriz leeren!" Er leerte sein Glas in einem Zuge und setzte es mit wohlgefälliger Miene auf den Tisch. „Aber wie, mein Herr," sagte er zu dem Fremden, der sein Glas unangerührt hatte stehen lassen, „wie, mein Herr, was soll das? Weigert Ihr Euch, auf das Wohlsein des Prinzen zu trinken?"

„Ja, mein Herr!" versetzte dieser kurz.

„Was?" rief von Sommenstein: „Mann, seht Ihr wohl, mit wem Ihr sprecht? Ihr seht meine Kleidung, und die sagt Euch, daß ich Mauriz diene, und Ihr weigert Euch, auf sein Wohlsein zu trinken in meiner Gegenwart? Das ist ein Schimpf, den Ihr auf den Prinzen werft, und den werde ich nicht auf ihm sitzen lassen. Also, entweder trinkt Ihr, oder schlagt Euch mit mir!" Bei

diesen Worten faßte er seinen Degen und zog ihn halb aus der Scheide.

„Ruhig, Herr von Sommenstein, trinken will ich nicht, und zum Zweikampfe ist hier nicht der Platz. Steckt Euern Degen nur wieder ein; ich bin nicht bange vor solchen kriegerischen Demonstrationen, zumal wenn sie durch den Wein veranlaßt werden, wie es jetzt der Fall bei Euch zu sein scheint."

„Ihr scheint mich zu kennen, da Ihr mich bei meinem Namen nennt," entgegnete der Oberst, dessen Augen vor Wuth funkelten, während eine dunkle Röthe sein Gesicht überzog; „aber, hol mich der T....., Mann, das thut nichts zur Sache, und wäret Ihr auch mein eigener Bruder. Ich lasse mir von Niemand sagen, daß ich trunken bin, und was Zeit und Platz betrifft, Zeit ist jetzt und Platz ist hier!" und indem er seinen Degen zog, rief er; „Vertheidigt Euch, wenn Euch Euer Leben lieb ist!" Wahrscheinlich würde er zugestoßen haben, hätte nicht der Fremde, ruhig und ohne selbst nach seinem Seitengewehre zu greifen, ihn gerade durch seine wehrlose Haltung daran behindert.

Inzwischen sprangen Johann und Eduard hinzu, um den Obersten zu beruhigen, und letzterer rief: „Um Gotteswillen, steckt Euern Degen ein. Er ist schon unglücklich genug; er darf, kann, will und muß nicht zu Moritzens Ehre trinken, denn er ist ....."

„Haltet mich nicht fest!" brüllte von Sommenstein, „es ist mir gleich, wer er ist! Er ist ein spanischer Spion, ein Schelm und Landesverräther! Laßt mich los, sag' ich, oder ich werde ....."

Aber Eduard war fest entschlossen, von Sommenstein nicht loszulassen; allein dieser, ungeduldig über den Widerstand, schleuderte ihn so kräftig von sich, daß er auf den Küster flog, worauf dieser wie von einem elektrischen Schlage getroffen aufstand und sich zwischen die beiden Streitenden stellte; und indem er seine mageren Finger gegen den Obersten ausreckte, sagte er mit einer vor Angst bebenden Stimme:

„Vergießt kein Blut, denn wer eines Andern Blut vergießet, deß Blut soll wieder vergossen werden. Besiegt Euern Zorn, alldieweil, wer solches thut, stärker ist, als wer eine Stadt erobert."

Aber auch dieser fromme Rath wurde vom Obersten in den Wind geschlagen, und der Kampf würde wahrscheinlich seinen Anfang genommen haben, da der Fremde jetzt auch nach seinem Degen griff, wenn nicht dessen Begleiter auch dazwischen gekommen wäre.

„Ruhig, Wilhelm, um Gotteswillen ruhig! Stecke Deinen Degen ein; es ziemt uns nicht, unser Leben zu wagen in einem Augenblicke, wo es uns theuer sein muß; und Ihr, Herr von Sommenstein, zwingt meinen Bruder nicht, auf das Wohl eines Mannes zu trinken, den er, wie ich, alle Ursache haben, als unsern Feind zu betrachten. Wir sind die Söhne des unglücklichen Johann von Oldenbarneveld!"

„Verflucht, daß ich das nicht eher wußte!" rief der Oberst, „mir schien es auch schon, als ob Ihr mir bekannt vorkämet."

„Ja," versetzte Wilhelm von Stoutenberg, der jüngste von den Söhnen Oldenbarnevelds, mit welchen von Sommenstein in Streit gerathen war, „als Kommandant von Bergen op Zoom, — als ich das noch war, würdet Ihr mich leichter erkannt haben!"

„Nein, bei meiner Ehre, wenn ich gewußt hätte, wer Ihr seid, dann würde ich wahrhaftig nicht so auffahrend gewesen sein; aber es ist nun einmal nicht anders, geschehene Dinge lassen sich nicht ungeschehen machen. Es thut mir leid, daß ich Euch gekränkt habe, und" fuhr er fort, indem er ihm seine Hand reichte, „hier ist meine Hand; nehmt sie als Zeichen der Freundschaft von einem alten Freunde Eures Vaters."

Beide gaben dem Obersten die Hand, tranken mit ihm auf das Wohl ihrer Mutter, Maria von Utrecht, und verließen das Wirthshaus, nachdem sie Eduard und Johann dringend gebeten hatten, sie zu besuchen, wenn sie nach dem Haag gekommen sein würden.

„Nun müssen auch wir an unsere Weiterreise denken," bemerkte Johann.

„Gut; aber ohne mich werdet Ihr nicht abziehen," entgegnete von Sommenstein. „Nun ich weiß, wer Ihr seid, werden wir erst noch einen Becher trinken und dann gehen wir auf den Marsch; aber ohne mich geht Ihr nicht von hier, und sollte ich mich auch mit Euch schlagen müssen!"

„Daran zweifeln wir ganz und gar nicht," versetzte Eduard, noch ärgerlich über des Obersten Betragen gegen seine Bekannten, die Söhne Oldenbarnevelds: „so eben haben wir gesehen, daß Ihr schnell genug Streit suchen könnt."

„Langweilt mich doch mit Euern Predigten nicht," erwiederte von Sommenstein; „Ihr seid noch etwas zu jung, um mir eine Predigt zu halten, und ich bin hitzig. Ich glaubte, daß sie zu den Unruhestiftern gehörten, die das Volk gegen den Prinzen aufhetzen, wahrscheinlich auf Veranlassung der verfluchten Spanier; als ich aber hörte, daß es Söhne des alten Advokaten waren, seht, da that es mir leid, daß ich mich von meinem tollen Eifer hatte hinreißen lassen. Doch, was geschehen ist, läßt sich nicht ändern. Kommt, laßt uns lieber noch eins trinken und von der Sache gar nicht mehr sprechen. — Willemsen," rief er sodann, „was macht die Zeche?"

„Bezahlt der Oberst für sich allein oder für die Gesellschaft?" fragte Toon Willemsen.

„Plagt Euch der Teufel, Toon? Habt Ihr so lange unter mir gedient, und wißt Ihr denn noch nicht, wenn ich mit Gästen komme, daß ich auch für sie bezahle?"

„Wir sind stets gewohnt, für uns selbst zu bezahlen," sagte Eduard; „erlaubt also, Oberst, daß wir es auch jetzt thun."

„Was bezahlen! Ich bezahle, und damit Punktum!"

„Wieviel betragt mein Antheil, Herr Wirth?" fragte Eduard und zog seine Börse heraus, um zu bezahlen. Als aber der Oberst diese Bewegung sah, riß er ihm die Börse aus der Hand und warf sie auf die Erde. Diese Handelsweise schien unsern Reisenden wenig anzustehen, und Johann hatte bereits eine scharfe Antwort auf der Zunge, als er durch den uns bereits bekannten Küster darin gestört wurde, welcher wacker mitgetrunken hatte und nicht sehr von dem Gedanken erbaut war, daß Jeder für sich bezahlen sollte.

„Alldieweil dieser Herr für uns bezahlen will," sagte er, indem er sich vor Johann hinstellte, „so sehe ich gar keinen Grund, ihn daran zu behindern; wir behalten dabei wenigstens unser Geld in der Tasche; nicht wahr, Jaap?"

Diese Frage war an den Inhaber der Herberge „der Schwan" gerichtet, der ebenfalls von der Güte des Obersten keinen schlechten Gebrauch gemacht hatte und seine Zustimmung durch ein vernehmbares Lächeln zu erkennen gab.

„Die Stimmen sind gleich; ich habe zu entscheiden," sagte der Oberst. „Ich bezahle, und damit ist die Sache abgethan. Nun, nun," fuhr er fort, indem er sich zu unsern Reisenden wandte, „junge Leute, die von der Reise kommen, sind selten gut bei Kasse, und dann ist es so unangenehm nicht, ein leckeres Glas Wein für Nichts zu trinken."

Der Zwist, der bald beigelegt, bald wieder angegangen war, schien mit erneuter Wuth ausbrechen zu wollen, wurde aber bald durch ein starkes Pferdegetrappel und durch ein heftiges Klopfen an der Thüre des Wirthshauses unterbrochen.

„Auf die Thüre! I will enter," rief eine Stimme draußen; a boy, a boy, um mein Pferd in den Stall zu bringen."

Auf diesen Ruf schob Toon Willemsen den Riegel von der Thüre und ein kleines gesetztes Männchen trat mit vieler Hast ein.

Der Neuangekommene schien etwa vierzig Jahre alt zu sein; ein ungeheurer Schnurrbart, der fast sein ganzes Gesicht bedeckte, ließ blos ein paar graue Augen sehen. Seine Kleidung war die eines Kriegers; große Reitstiefeln mit riesigen Sporen bedeckten seine Beine, und das gewaltig große Schwert, welches an seiner Seite hing, ließ es zweifelhaft, ob das Schwert an ihn, oder ob er an das Schwert gebunden war.

„Heaven! what do I see? meine alten Freunde, Herrn John Velsen und Edward Westburg? Willkommen im Vaterlande!" Mit diesen Worten flog er auf unsere Reisenden zu und drückte ihnen herzlich die Hand. Es fiel ihnen nicht schwer, in ihm einen alten Familienfreund zu erkennen, welcher ehemals Lieutenant gewesen war und den Dienst verlassen hatte, um zu einem Onkel nach England zu gehen. Als er nach einem Aufenthalte von vier Jahren dessen alleiniger Erbe geworden war, hatte er aus einem Grunde, den wir ihn in der Folge selbst werden angeben lassen, London verlassen und war wieder in sein Vaterland zurückgekehrt. Er war von gutem, sanftem Charakter, wollte aber gerne für einen Schlagtodt gelten und erzählte viel von Heldenthaten, die er, als er noch Lieutenant gewesen, verrichtet hatte, obwohl sie meist nur darin bestanden, daß er bei der Parade auf einem zahmen Pferde etwas auf und ab geritten war, da er, als ein keineswegs kühner Reiter, sich nie einem muthigen Pferde anvertraute. In wieferne man, trotz seinem ehrlichen und guten Herzen, auf seine Wahrheitsliebe bauen konnte, ergab sich zur Genüge aus seinen Gesprächen.

Der Neuangekommene war bald mit unsern Reisenden und dem Obersten in eine lebhafte Unterhaltung gekommen. Johann hatte ihn nach dem Befinden seines Vaters und seiner Schwester gefragt, und Wilhelm Adelhorst — dies war nämlich der Name des englisirten Männchens, — ermangelte nicht, von alle dem einen weitläufigen Bericht zu erstatten, der aber von unsern Reisenden nur halb und vom Obersten gar nicht verstanden wurde, da Adelhorst, seit er aus England zurück war, stets halb englisch und halb holländisch sprach, in der armseligen Absicht, für einen Ausländer gehalten zu werden.

Die Unterredung war lebhaft, aber zu uninteressant, als daß wir unsere Leser damit behelligen sollten. Adelhorst hatte fast immer das Wort, und wandte sich bald an Johann, bald an Eduard, bald wieder an den Obersten, mit dem er sehr gut bekannt war, und dem er kaum bis an die Schulter reichte, ungeachtet er sich auf die Zehen stellte, wenn er mit ihm sprach.

„Also the voyage shall go noch diesen Abend nach dem Haag?" fragte er.

„Ja!" antwortete Eduard. „Werdet Ihr mit uns reiten?"

„Yes, mit pleasure; — doch no, no, da fällt mir Etwas ein; ich muß auf der Stelle fort!"

„Wir brechen auch bald auf," bemerkte von Sommenstein; „dann reisen wir selb Vieren. Je mehr Seelen, je mehr Lust!"

„No, I thank you, ich muß instantly fort," entgegnete Adelhorst; „Hospes, gebt meinem horse to drink."

„Ich kann Euch nicht verstehen," erwiederte Toon Willemsen; „ich verstehe kein Französisch."

„Französisch! Ich spreche nicht Französisch! Kennt Ihr denn keinen Unterschied between Französisch und Englisch?"

„Wollt Ihr denn vielleicht ein Fläschchen Wein haben?" fragte der Wirth.

„Wein, no, Wein not. Ich habe soeben erst Wein getrunken; give me a Glas Wasser. Ich muß bedacht sein, nicht zuviel zu trinken. Once, ja blos einmal hatte ich über den Durst getrunken. but ich werd' Euch das wohl at another time erzählen. Inzwischen führt mein Pferd gleich vor, Hospes, und gebt ihm to drink."

„Jan!“ rief Willemsen von der Thüre aus seinem Stalljungen zu, „gib dem Pferde des Herrn da Wasser und führe es vor.“

Wenige Augenblicke nachher stand das Pferd vor dem Wirthshause und wartete, nicht ungeduldig stampfend, sondern halb träumend auf seinen Reiter.

„Ist das Euer Pferd, Lieutenant?“ fragte der Oberst, welcher alle Militärpersonen, selbst wenn sie es nicht mehr waren, bei ihrem vorigen Range zu nennen pflegte: „der Hengst scheint mir nicht besonders jung mehr zu sein; es ist kein Feuer, kein Leben mehr in ihm; wie schläfrig steht er da!“

„Feurig und lebhaft genug und not old, ganz und gar nicht alt!“ versetzte Adelhorst. „Ich habe ihn erst seit sechs weeks und jetzt ist er etwas ruhig; abr I can assure you, es war a dangerous Arbeit, ja nicht ohne Lebensgefahr, um ihn zu machen, wie ich ihn haben wollte.“

„Die verfluchte Mähre jung?“ rief der Oberst. „Lieutenant, bindet das einem Kinde auf; ich bin Liebhaber von Pferden,“ und wirklich war er ein großer Kenner; „kommt Freunde, geht mit, wir wollen einmal sehen, ob dieser schläfrige Hengst wirklich so unzwingbar ist.“

Mit diesen Worten trat der Oberst mit Adelhorst und unsern Reisenden vor das Wirthshaus. Adelhorst öffnete nach wiederholten vergeblichen Versuchen das Maul seiner Rozinante und zeigte dem Obersten ihre Zähne. „So wie you see, sechs years, und keinen Monat älter!“ rief er.

„Sind die Gruben über seinen Augen auch Zeichen seiner Jugend?“ fragte von Sommenstein, indem er sich verächtlich vom Pferde abwandte.

„Gruben, what? Gruben? Nun, Oberst, I was thin king, daß Ihr mehr Verstand von Pferden hättet. Könnt Ihr nicht einmal sehen, daß es ein race-horse ist? Die haben alle Gruben über theis eyes. Aber es kommt nothing darauf an. Laßt ihn so alt sein, als er will, there are wenig Pferde, die better dressirt sind.“

Also redend nahm er die Zügel nach den Regeln der Reitkunst in die Hand, nachdem er sich vorher erst überzeugt hatte, daß die Kinnkette in Ordnung war, legte die rechte Hand an den Sattel, schwang sich in die Höhe, und nachdem er sich in den Sattel gebracht hatte, ließ er die Mähne aus der linken Hand los, schloß die Kniee, drehte die Fußspitzen einwärts, und saß, nachdem er die Arme geschlossen, nach den Regeln der Reitkunst zu Pferde.

„Nun, werthe friends, diesen Abend komme ich Euch zu besuchen; lebt wohl, I part to meet again.“ Nach diesen Worten wollte er sich in starkem Trabe entfernen; aber das schien seinem Pferde nicht nach dem Sinne zu sein. Erst nach einigen derben Hieben mit der Reitpeitsche und nachdem es wiederholt die Sporen hatte fühlen müssen, setzte es sich in einen elenden, ungleichen Galopp, so daß der Reiter bald unseren drei Freunden aus dem Gesichte kam, welche, als er verschwunden war, in ein herzliches Gelächter ausbrachen. Nachdem sie noch ein Glas Wein getrunken und sich Etwas am Feuer erwärmt hatten, ließen auch sie ihre Pferde vorführen und schlugen in raschem Trabe den Weg nach dem Haag ein. (Forts. f.)

△ Zur komischen Literatur.

Nicht bloß in neuerer Zeit ist vielfach die Klage gehört, daß der Humor den Deutschen fremd sei oder immer fremder werde. Wir glauben, mit Unrecht. Es steckt, wenn man ins Volk hört, so viel Humor noch immer in den Deutschen, daß sie sich stolz neben ihre britischen Brüder stellen können. Freilich gehört ein feinerer Sinn dazu, um diese sprudelnde Laune zu erkennen; denn sie wählt zu ihrer Offenbarung nicht immer gangbare Formen, sie tritt oft unter einer Gestalt auf, die nach lauter Ernst aussieht. Man blicke aber nur tiefer, so wird man den muthwilligen Kern erschauen. Namentlich wählt sich der Humor unter den Deutschen die poetische Hülle. Sieht man nur sohin auf den Titel und liest da Gedichte, sieht man beim Vorübergehen vor dem Buchladen eine Seite des Werks aufgeschlagen und darauf regelmäßig abgetheilte Verse, so sollte man wirklich glauben, man könne hier Gedichte kaufen. Aber weit gefehlt! Lesen wir die angeblichen Gedichte, so werden wir bald merken, daß ein Schalk hinter ihnen steckt. Der Humor des Autors hat sich nicht bloß über das Wesen der Poesie, das Gesetz der Schönheit, hinweggesetzt, sondern sogar über die Grundbedingung jedes schriftstellerischen Erzeugnisses, die Grundlage eines bestimmten Gedankens. Wer da verdrießlich wird, der weiß Nichts von Witz und Humor, der setze sich lieber in seinen Winkel und schmolle für sich. Als ein solches Hauptwerk unserer neuesten Literatur, in dem auf die zarteste Weise der Dichter nicht etwa sich, den einzelnen Dichter, sondern die Poesie selbst zum Spielball seiner Laune macht, heben wir hervor die Gedichte von Wilhelm Chlebus. Berlin, bei Challier und Comp. 1842. 300. pp. 8. — Schon die Inhaltsangabe zeigt, daß es dem jungen Dichter mit seinen Gedichten nicht Ernst ist, es geht Alles bunt und phantastisch durch einander. Zuerst ein Gedicht: „Der Wahrheit,“ das beinahe an Faust's Monolog erinnert. Dann „der Knabe vom Berge,“ eine herrliche Parodie. Der Waisenknabe ist früh ins Thal hinabgestiegen, aber er steigt noch gern in die Berge,

Wohl steigt sich's schwer auf manchen Berg,
doch scheu ich nicht ein schweres Werk,
hab' ich vollendet erst den Lauf,
so pflanz' ich da mein Kreuzlein auf,
ich bin der Knab' vom Berge.
Mich suchen Freunde da und dort,
und finden mich an keinem Ort,
d'rum ruf' ich laut es ihnen zu,
ich fände sonst wohl nimmer Ruh',
ich bin der Knab' vom Berge.

Es folgt eine Ahnung an „mein Bild“ gerichtet; das Bild ist fern, es soll sein holdes Licht senden, denn „es ist so düster in der Nacht und Lichter sind von Gott gemacht,“ und wirklich, es kommt, „geheimnißvoller Töne Spiel geleitet dich, wie dir's gefiel;“ aber

Mein Bild, die Wolke war so arg,
die eben dich vor mir verbarg,
der Sturm mag weit hinweg sie wehn,
denn ich will dich und nur dich sehn.

Hierauf: „Des Freundes Abschied.“ „Will denn Otto wirklich mir entsagen, da ein hoher Rath auf kühne Fragen, auf der Weisheit schwere Proben sinnt? (Also Otto soll ins Examen vor dem Synedrium oder vor welchem hohen Rath?) Wer soll künftig meinen Musen winken, reinen Geist aus ihren Kelchen trinken, wenn ein fernes Land dich nun gewinnt?“ (Wird wahrscheinlich nach Posen versetzt!) 2. „Liebes Herz, bezwinge eitle Klagen, ernste Prüfung gilt es jetzt zu wagen, dieser Gang heischt unsers Lebens Glück; streitend unter deinem Liebeszeichen geh' ich, und kann streitend ich's erreichen, bring' ich sieggekrönt es dir zurück u. s. w. 4. All mein Denken mag sich, all mein Streben in der Prüfung dunkle Fluth begeben, aber meine Liebe thut es nicht. Sieh, der Ruf ist schon an mich ergangen, gib den Abschied (?) mir und laß das Bangen, Otto's Liebe weicht der Prüfung nicht.“ Wer nach Lesung dieses Gedichts noch vor einem Examen sich fürchten kann, dem ist wahrlich nicht zu helfen. (Schl. f.)

Mannigfaltiges.

*** Der Hofprediger Dr. Zimmermann zu Darmstadt zeigt an, daß er, von verschiedenen Seiten dazu aufgefordert, einen öffentlichen Vortrag über die Geschichte, die Tendenz und den Stand des evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung zu halten beabsichtige. „Die Vorlesung wird sich“, sagt er, „wie der Verein selbst, aller Polemik enthalten und es wäre dashalb erfreulich, wenn auch gebildete Katholiken derselben anwohnen wollten, um sich von der Reinheit der Tendenz des Vereins zu überzeugen.“ Der Ertrag dieser Vorlesung ist für die armen Spinner und Weber zu Schlitz und Schlesien bestimmt.

*** Wie man hört, ist der Stadtrath von Leipzig nicht abgeneigt, der hiesigen katholischen Gemeinde, welche eine eigene Kirche für sich zu bauen beabsichtigt und um einen Platz dazu verlegen ist, einen solchen unentgeltlich abzulassen.

*** Die unlängst veröffentlichte Rechnung des kathol. Xaverius-Vereins in Aachen hat für das vergangene Jahr eine Einnahme von circa 18,000 Thlr. ergeben, mithin 2000 Thlr. mehr, als in dem früheren Jahre. Die Theilnahme von Katholiken an diesem Verein, so wie die Beiträge zu anderen religiösen Zwecken, haben in der Rheinprovinz in letzterer Zeit sehr zugenommen, nicht unbedeutend sind die Summen, die zu diesen Zwecken jährlich außerhalb Landes gehen. (K. Z.)

*** Saphir hat, nach dem Komet, bereits über 80,000 fl. durch seine Vorlesungen wohlthätigen Zwecken zugewandt. Welcher deutsche Literat kann Aehnliches sagen? Und seltsam, gerade in Geldpunkten ward der Wiener Humorist oft Gegenstand der schmählichsten öffentlichen Angriffe.

*** Die Düsseldorfer Handelskammer hatte auf den 25. April eine Einladung zur Bildung eines Aktienvereins erlassen, der eine Schleppschiffahrt mit Dampf zwischen den holländ. und rheinischen Häfen in's Werk setzen soll.

*** In diesen Tagen ist von Stettin eine Kommission abgegangen, welche beauftragt ist, in Venezuella einen bedeutenden Landstrich behufs einer preußischen Kolonisation zu besichtigen und anzukaufen. Eine preußische transatlantische Kolonie zu begründen, ist eine Idee, welche so große Aufmerksamkeit, als vielseitige Beleuchtung verdient.

*** Die preußischen Offiziere werden, wie man hört, nicht die Erlaubniß erhalten, dem Feldzuge der Russen gegen die Tscherkessen beizuwohnen.

*** Die Magdeb. Ztg. schreibt aus Berlin: Die bedauernswerthen Uneinigkeiten in Köln in Betreff der Dombauangelegenheit haben hier einen sehr unangenehmen Eindruck hervorgebracht. Am Allerwenigsten hätte man von Bürgern Kölns erwartet, daß sie bei einem großartigen Werke, das ein Sinnbild der Einigkeit sein soll, dem Deutschen Volke dieses unerquickliche Schauspiel der Uneinigkeit darbieten würden. Hoffentlich wird dieses unerfreuliche Thun ein vorübergehendes sein und der gesunde Sinn der Stimmführer in dieser Sache noch frühzeitig zu der Einsicht gelangen lassen, daß sie auf diese Weise nicht allein der Förderung des Dombaues entgegenwirken, sondern auch ihrer Vaterstadt, die in mancher andern Hinsicht mit einem schönen Beispiele vorangegangen ist, vor den Augen Deutschlands als einen Heerd kleinlicher Uneinigkeit und Streitsucht erscheinen lassen.

*** Die Untersuchung wegen des muthmaßlichen Verbreiters des Gutachtens der Berliner philosophischen Fakultät in Sachen des Privatdozenten Nauwerck soll auf Hohen Befehl aufgehoben worden seyn.

*** Die „Barmer Ztg.“ schreibt vom Oberrhein: In Kasino-Versammlungen ist hier mehrfach die Rede gewesen, den bei Festlichkeiten üblichen Frackrock ganz zu verbannen und eine anständigere Bekleidung, die sich dem Waffenrocke näherte, unter den Herren einzuführen. Bedenkt man, daß der Frackrock durch die französische Hofmätresse du Barry aus höchst unzüchtigen Absichten bei Hofe eingeführt wurde, so sollte man fragen, wie Deutschland jetzt an Abschaffung eines Kleides arbeitet, das weder schön noch bequem ist, das den Wuchs des Mannes mehr lächerlich als günstig darstellt.

*** Der zu Leipzig erscheinende, von Herloßsohn redigirte „Morgenstern“ hat zu erscheinen aufgehört. Als Ursache wird die geringe Theilnahme des Publikums angegeben.

*** Eine deutsche pariser Zeitung gibt die Zahl der deutschen Auswanderer, welche in den Vereinigten Staaten Amerika's wohnen, auf 3 Millionen, und die Zeitungen, welche sie in deutscher Sprache herausgeben, auf mehr als 60 an.

*** In Frankreich gibt es noch 111 Ortschaften, wo die protestantischen Gemeinden, aus Mangel an Kirchen, ihren Gottesdienst unter freiem Himmel verrichten müssen.

*** Am 1. Mai geht zu Paris die Industrieausstellung auf; man versichert, die zur Exposition eingesandten Gegenstände hätten einen Werth von über eine Milliarde Franken.

*** Unter dem Namen „The Händel Society“ hat sich in England ein Verein gebildet, welcher sämmtliche Werke Händel's in einer würdigen Weise herauszugeben beabsichtigt. Die Idee fand in Großbritannien und Irland den größten Beifall nnd die Gesellschaft zählt bereits 500 Mitglieder. Mit der ersten Lieferung ist ein Verzeichniß der Mitglieder der Gesellschaft erschienen und die englischen Zeitungen versäumen es bei dieser Gelegenheit nicht, auf die Theilnahmlosigkeit der Landsleute Händel's anzuspielen und hervorzuheben, daß, mit Ausnahme des Königs von Preußen und der Universitäten von Wien, Berlin und Gießen deutsche Namen in diesem Verzeichnisse gänzlich fehlen. Es ist zu erwarten, daß die Erscheinung der ersten Lieferung (die vier Krönungskantaten vom Jahre 1727) dem Unternehmen auch in Deutschland Theilnahme gewinnen werd (O. P. Z.)

Bekanntmachungen und Anzeigen.

Heil-Anstalt für Augenkranke

von

(254.) **H. HEILMANN,**

Augen-Arzt und Operateur

zu Köln, Blaubach Nr. 65.

Dem Institute ist durch die jetzige Einrichtung, daß auswärtige Augenkranke in der Anstalt selbst Wohnung und Verpflegung haben, ein großer Vortheil zugeführt, so daß, um die Heilung sicher zu erzielen, die Kranken, welche an gefährlichen Augenübeln leiden, mehrere Male des Tages behandelt werden. Zugleich ist aber auch Denen, welche ein billiges Unterkommen wünschen, ein gutes Logis in der Nähe der Anstalt gesichert.

Die Aufnahme kann an jedem Tage geschehen, und jeder Kranke, der heilbar ist, kann in die Anstalt aufgenommen werden, gleichviel ob der Kranke an Entzündung, Flecken, Ueberwachsung, Schielen, am grauen und schwarzen Staar u. s. w. leidet.

Die Consultations-Zeit ist täglich Morgens von 8 bis 10, Mittags von 2 bis 4 Uhr

Es suchten im verflossenen Jahre, als vom 1. Februar 1843 bis dahin 1844, bei dem Unterzeichneten 1234 Augenkranke Hülfe, von denen wurden 512 in der Anstalt und 722 als Besuchende behandelt.

Als zu den besondern glücklichen Heilungen darf gezählt werden, daß 23 Personen, welche mehre Jahre erblindet und im Allgemeinen als unheilbar gehalten waren, geheilt wurden.

Von 21 Kranken, welche am grauen Staar erblindet und operirt wurden, erhielten 18 ihr Gesicht zurück; nur bei 3 solcher Kranken mußte die Heilung wegen hinzugetretener Ursachen ausgesetzt werden. Sieben Kranke, welche schielend waren, wurden alle durch die einfache Dnrchschneidung des, den Augapfel verziehenden Muskels vollkommen geheilt.

Bei 6 Kranken wurde eine neue Pupille gebildet, und war der Erfolg bei Allen günstig.

Diejenigen Augenkranken, welche sich näher überzeugen wollen, mit welchem Erfolge der Unterzeichnete in dem Gebiete der Augenheilkunde wirkt, verweise ich auf die frühere Beilage von 1843 der Kölner Zeitung, worin mehrere Danksagungen von sehr ausgezeichneten Heilungen enthalten, und da die Geheilten mit Namen und Wohnort angegeben sind, so kann man leicht darüber bei denselben Erkundigungen einziehen.

Heilmann, Augen-Arzt und Operateur zu Köln.

KONZERT

(255.)

zum Besten der Hilchenbacher Abgebrannten.

Das Brandunglück in unserer Nachbarstadt **Hilchenbach** ist schrecklich, und die Noth unter den heimgesuchten armen Bewohnern so gross, dass auch wir den Mildthätigkeitssinn aller bemittelten Theilnehmenden in Anspruch zu nehmen uns erlauben.

Zur Unterstützung der hülfsbedürftigen Brandverunglückten haben wir auf nächsten **Sonntag, den 5. Mai,** Abends ½8 Uhr, in unserm Vereins-Lokale ein Instrumental- und Vokal-Konzert veranstaltet, wozu wir auch die Nicht-Mitglieder des Musik-Vereins hierdurch ergebenst einladen.

Das Entrée ist für die einzelne Person auf 10 Sgr., für eine Familie auf 15 Sgr. festgesetzt, und wird bei dem Eintritt in den Konzert-Saal erhoben. Höhere Gaben werden dankbar angenommen. Der Ertrag wird an das Hülfs-Komité abgesandt und durch dieses Blatt angezeigt werden.

Möge er recht nach Wunsch ausfallen!

Siegen, den 29. April 1844.

Der Vorstand des Musik-Vereins.

Poudre de Chine,

von

(256.) **Vilain & Co. in Paris.**

Untrügliches und durchaus unschädliches Mittel, grauen, rothen und verbleichten Haaren binnen 2 bis 3 Stunden eine schöne, natürliche und dauernde schwarze oder braune Farbe, je nach dem Wunsche, des Gebrauchenden zu geben. Dasselbe wird unter der Bedingung verkauft, wenn nach richtig vorgeschriebenem Gebrauche, die versprochene Wirkung nicht stattfinden sollte, den dafür gezahlten Preis zurückzuerstatten.

Preis für die grosse Flasche 1⅓ Rthlr.
Desgleichen für die halbe Flasche ⅔ Rthlr.

Zu haben in der Expedition dieses Blattes.

Aromatisches Zahnpulver,

(257.) ***Die Schachtel à 3/8 Rthlr.***

Zu bekommen in der Expedition dieses Blattes.

GEHÖR-OEL

von Dr. J. Robinson in London.

(258.) Durch Anwendung dieses Oels werden alle organischen Theile des Ohres ungemein gestärkt, das Trommelfell erhält seine natürliche Spannung wieder, wodurch die Harthörigkeit sehr bald sicher geheilt wird.

Preis pro Flacon 1⅓ **Rthlr.**

In Siegen allein zu haben in der Exped. dieses Blattes.

Literarischer Anzeiger.

Die angekündigten Werke sind sämmtlich für die bemerkten Preise vorräthig in der Friedrich'schen Buchhandlung in Wiesbaden, bei Wilh. Empting in Bochum und in der Wilh. Friedrich's Buchhandlung in Siegen.

(259.) Bei Scheitlin und Zollikofer in St. Gallen ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Krankenbuch

für

Tröstende und Leidende.

Neu herausgegeben von K. Steiger.

Mit Stahlstich.

Preis Thlr. 1. 7½ Sgr. oder fl. 2.

Auch die glücklichste Familie hat Tage der Krankheit und schweren Kummers. Diesen ist hier aus dem reichsten Schatze der Erfahrung durch ein tief religiöses, christliches Gemüth eine Trostquelle eröffnet, die manchen Kummer lindern wird. Dieses Krankenbuch für Tröstende und Leidende lehrt die Traurigen trösten und die Kranken erquicken.

Pretiosen (260.)

Deutscher Sprichwörter,

mit Variationen.

Ein Angebinde auf alle Tage des Jahres.

Von K. Steiger.

Preis Rthlr. 1. 15 Sgr. = fl. 2. 24 kr.

Der Hr. Verfasser zählt diese Schrift zu seinen besten literarischen Arbeiten. Das öffentliche Urtheil hat sie bereits dessen Wochenpredigten zur Seite gesetzt, und die außergewöhnlich günstige Aufnahme, die das literarische Publikum derselben angedeihen ließ, ist der beste Beweis von deren großem literarischem Werthe.

(214.) In der Friedrich'schen Verlagsbuchhandlung in erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Sammlung

von

Aufgaben für den Unterricht

im

praktischen Rechnen.

Für Gymnasien und höhere Bürgerschulen.

Zugleich als Leitfaden für den Lehrer bearbeitet

von

A. Schulte,

Lehrer an der höhern Bürgerschule in Siegen.

8. 9. Bogen und 1½ Bogen Auflösungen. 12½ Sgr. oder 45 Xr. (Die Auflösungen werden an Lehrer und Schul-Anstalten gratis abgegeben.)

Dieses Werkchen enthält den vielseitigsten Uebungsstoff aus dem Gebiete des gesammten praktischen Rechnens. Die darin enthaltenen Rechnungsarten sind in streng mathematischer Form auf die nothwendigen Gesetze von der Veränderung der reinen Zahl zurückgeführt, so daß das Werkchen als willkommener Beitrag zur Entwickelung der Elementar-Mathematik erscheinen wird.

(211.) Zur Anschaffung wird bestens empfohlen:

König

Friedrich Wilhelm III

und

Preußen unter seiner Regierung.

Ein vaterländisches Geschichtbuch für alle Stände.

Nach den besten Quellen bearbeitet

von Dr. Vincenz Müller.

Geh. 20. Sgr. In soliden Halbfranzb. 27½ Sgr.

Expedition, Druck und Verlag der Friedrich'schen Buchdruckerei in Siegen. — Verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Friedrich.